

Ansgar Oswald

*Bettina Gaus, Die scheinheilige Republik. DVA, Stuttgart, München 2000, 183 Seiten, 34 D-Mark.*

Früher war offenbar noch klar, was oben und unten, was Ordnung und Unordnung ist. Zumindest für den sienesischen Maler Ambrogio Lorenzetti, der zwischen 1337 und 1339 die Allegorie des guten und des schlechten Regiments im Palazzo Pubblico hinterließ. Politik galt als Staatskunst, und Kunst war elementarer Ausdruck von Politik. Beides gilt offenbar nicht mehr. Aber sichtlich besteht wieder eine tiefe Sehnsucht nach dieser Gewissheit und Eindeutigkeit. Wie sonst ist es zu erklären, dass Bundesinnenminister Otto Schily dem ehemaligen Mitherausgeber der Zeit, Theo Sommer, anlässlich dessen siebzigsten Geburtstages im Juni einen Bildband sienesischer Malerei überreichte und das eingangs beschriebene Fresko deutete: „Ob eine Regierung gut oder schlecht ist“, sagte Schily,

bestehe „letztlich in der Frage, ob sie den Frieden wahren kann oder nicht“. Was verwundert, ist weniger die Aussage als die Vorliebe für das Motiv einer aristokratischen Stadtgesellschaft. Wenn einstige Spontis zu knochenharten Staatsrepräsentanten werden und in den Medien als Talkmaster oder Moderatoren fungieren, dann steht für Bettina Gaus, die politische Korrespondentin der linksalternativen Tageszeitung taz, die Wirklichkeit Kopf und die Demokratie auf dem Spiel. Genauer deren „Streitkultur“, deren „Niedergang“ sie in ihrem neuen Buch minutiös beschreibt. Die Tatsache, dass die Bürger dem Parlament im Reichstag buchstäblich aufs Dach steigen können, diese Offenheit sonstiger Behörden, das alles ist Gaus suspekt. Vergleiche kommen ihr in den Sinn. Mit Afrika etwa, wo sie von Nairobi aus zwischen 1989 und 1996 für die taz über Ost- und Zentralafrika berichtete. Die Stadt, in der vor jedem größeren Geschäft

die Staatsgewalt in Uniform und Gewehr im Anschlag deutlich auszumachen ist, wo jeder Staatsbesuch einen sicherheitsorganisatorischen Ausnahmezustand auslöst. Das alles sei ehrlicher. Da sieht Gaus Fronten. Grenzen, die klarmachen, was sein darf und was nicht sein darf, wo Freiheit ist und wo Freiheitsbeschränkung ist. Ja, Fronten schaffen auch Gewissheit, weil klar ist, wie weit man gehen darf, bis es zur Konfrontation kommt: verbal oder schlimmstenfalls militärisch. „Nicht die Kontroverse, sondern der Konsens ist das Zauberwort der Zeit.“ Und weiter: „Die ungewohnte Verachtung der traditionellen demokratischen Streitkultur gehörte für mich bei meiner Rückkehr zu den überraschendsten Erfahrungen“, schreibt Gaus da. Afrika und Deutschland. Das sind die Vergleichspole, zwischen denen die Autorin immer wieder pendelt. Unter dem Eindruck des ja so ganz anderen Afrika, das

sie als Korrespondentin im Blick gehabt hat, ist Gaus' Buch in erster Linie ein Werk über den Verlust. Über den Verlust von Autoritäten, charakterstarken Politikern, an Persönlichkeiten, die eine Idee verkörpern, Übersichtlichkeit, von Spontaneität in der Diskussion. Kenia schwebt ihr vor Augen, wo ob des rasenden gesellschaftlichen Wandels „politische Diskussionen sehr viel lebendiger, unbefangener, vorurteilsfreier und voraussetzungsloser verlaufen“. Erinnerungen werden wach. An *Sit-ins*, politische Vorlesungen mit Adorno und Böll. Und die Frauen-, Friedens- und Ökobewegung. „Es gibt viele Talente, und dennoch hat diese Generation keine großen, öffentlichen Persönlichkeiten hervorgebracht“, lamentiert die Autorin und fragt: „Wo ist der Jürgen Habermas, wo der Heinrich Böll unserer Tage?“ Die Antwort darauf liegt weiter entfernt als die Antwort auf die Frage, wie Autorität, Übersichtlichkeit einerseits und demokratische Streitkultur andererseits zusammenkommen sollen. Unklar bleibt folglich auch, was ein aus Episoden und Anekdoten geformtes Psychogramm der dritten deutschen Republik uns eigentlich sagen will. Zuweilen wird der

Verdacht erhärtet, Bettina Gaus habe aktuell zur Filmografie (Die Unberührbare, Die Stille nach dem Schuß) eine literarische Vergangenheitsbewältigung der westdeutschen Wohlstandslinken vorgelegt. Erinnerungslektüre wäre indes zu wenig.

Zweifellos ist es das Verdienst der Autorin, den Leser abseits theoretischer Abhandlungen sehr hautnah in die Groteske des politischen Alltagsgeschäfts einzuführen. Grundsätzlich sagt sie aber eben auch nichts Neues. Sie veranschaulicht nur die Grundsatzkritik an den Parteien, mit der 1992 Bundespräsident Richard von Weizsäcker die Debatte um die Zukunft der Parteiendemokratie und mehr gesetzgeberische Partizipation der Bürger losgetreten hatte.

Umso mehr vermisst man schmerzlich das kritische Augenmerk auf eine verhätschelte „Generation Golf“, der es am wichtigsten ist, „Dallmayr Prodomo kaufen zu können, ohne mich bei meinem Nachbarn dafür entschuldigen zu müssen, weil der findet, dass man nur fair gehandelten Kaffee aus Nicaragua erstehen darf“. Moralischer Unernst als Lebensform also. Nun gut. Nach keinem anderen Prinzip verläuft auch die Entpolitisierung der Politik auf der Medienbühne.

War die Auflösung von Machtstrukturen nicht das in Kommunen und Wohngemeinschaften erprobte Ideal der 68er Revolutionäre? „Keine Macht für niemand“ sang Rio Reiser. Vielleicht ist ja die Entpolitisierung des Politischen in und durch die mediale Entertainmentgesellschaft, mit der die Autorin ins Gericht geht, ein Indiz für das „Verrotten des Parteiensystems“ und das „sanfte Ende der alten Konsensdemokratie“, wie es Johannes Gross bereits 1993 treffend skizzierte. Damit besteht auch die begründete Hoffnung, dass sich die „Unzufriedenheit“ der Menschen darüber, „Untertan eines demokratischen Obrigkeitsstaates zu sein“ und gegenüber dem „Habitus verfassungsmäßig Herrschender, den Bürger als Mündigen anzureden und ihn zugleich als Unmündigen in Anspruch zu nehmen“, künftig nicht nur in Wahlabstinenz bemerkbar machen wird. Die Bürgerdemokratie ist im Gespräch. Berlin wird dadurch nicht Weimar werden, noch wird es Bonn bleiben. Die Republik ist am Gären. Stattdessen gibt sich die Autorin furchtbar wehleidig, konservativ, wo man ein engagiertes Buch erwartet hätte, das Mut zu bürgerlich selbstbewusster Streitsucht macht.